Alt-Nassau
Blätter für nassauische Geschichte und Kultur-Geschichte
No. 11. Freibeilage zum Wiesbadener Tagblatt. 1904.

Bilder aus Eppsteins Geschichte.

Von Albert Geyer.

VI. (Schluß.)

Kirchengeschichte.

Werfen wir zum Schluß einen Blick auf Eppsteins Kirchengeschichte. Im Jahre 1525 fand in Verbindung mit dem Landgrafen Philipp von Hessen unter Eberhard IV. von Königstein die Reformation in der Grafschaft Eppstein-Königstein Eingang. Der damals in Eppstein amtierende Pfarrherr war Johannes Bueser, der mit der gesamten Eppsteiner Gemeinde zur Lehre Luthers übertrat. Kurmainz, das im Jahre 1581 von der Herrschaft Eppstein Besitz genommen hatte, führte die katholische Gegenreformation ein, um die katholische Konfession zur herrschenden zu machen. Der Mainzer Erzbischof Johann Adam von Bicken begab sich im Jahre 1603 sogar persönlich nach Königstein, und ließ dem Magistrat mitteilen, daß er die ganze Grafschaft zum Katholizismus zurückführen werde, was er auch tat. Die Mehrzahl der Eppsteiner Bürger blieb der neuen Lehre aber treu, nur einige wurden wieder katholisch und nahmen an der Messe teil, die in einem Zimmer der Burg gelesen wurde. Ja, im Jahre 1631 richtete sogar Rudolf Sparr von Greifenberg, der Amtmann von Königstein, für Eppstein einen vollständigen katholischen Gottesdienst ein und bestellte einen Geistlichen. Als nach und nach das Andachtszimmer zu klein wurde, wünschte der Kurfürst, die Evangelischen möchten doch den Katholischen in Eppstein den Mitgebrauch ihres Gotteshauses erlauben. Darauf ging Hessen nicht ein, und es entstand ein Streit zwischen ihm und Kurmainz. Der Kurfürst wollte sein Vorhaben jetzt mit Gewalt durchsetzen, wurde aber an der Ausführung seiner Drohung gehindert; denn Hessen legte 1697 zum Schutze 200 Mann Soldaten in das Städtchen. Im Jahre 1718 einigte man sich dahingehend, „daß Kurmainz das ausschließlich bischöfliche Recht an Hessen überließ, und Hessen hingegen einwilligte, daß die Katholiken den auf dem Schlosse eingerichteten Gottesdienst ungehindert besuchen durften." Um das Gotteshaus auf der Burg zu vergrößern, entfernte man 1765 die Zwischendecke und gewann hierdurch genügend Raum für eine Emporbühne. Das Gebäude selbst ist Staatseigentum, so daß alle inneren und äußeren Unterhaltungskosten von diesem bestritten werden. Die katholischen Bewohner Eppsteins, die bis zum Jahre 1848 zur Pfarrei Fischbach gehörten, bilden jetzt eine eigene Pfarrei.

Eine besondere Sehenswürdigkeit des kaum 900 Einwohner zählenden Fleckens Eppstein bietet seine evangelische Pfarrkirche. Entstanden aus der Kapelle des heiligen Georg, die Siegfried IV. von Eppstein 1299 erbaute, verdankt sie ihre jetzige Gestalt dem 14. Jahrhundert. Sie war dem heiligen Georg, nach Meinung anderer dem heiligen Laurentius geweiht und hatte vier Altäre, nämlich: den Liebfrauen-, St. Georg-, St. Johannis- und Hochaltar. Diese Altäre wurden von vier Altaristen aus dem Petersstift in Mainz bedient. Der Hochaltar befand sich im Chor der Kirche, und hier wurde auch der eigentliche Gottesdienst gehalten. Im Jahre 1492, als Hessen einen Teil des Schlosses und der Stadt Eppstein erwarb, wurden die Altaristen abgeschafft und an deren Stelle trat ein katholischer Geistlicher. Zur Zeit der Einführung der Reformation, wo man einen lutherischen Pfarrer anstellte, wurden die Stiftungen und Einkünfte des Hoch- und Liebfrauenaltars aufgehoben und zum Besoldungsfonds des Pfarrers und Lehrers verwendet.

Ein Jahrhundert später kam der dreißigjährige Krieg und mit ihm eine traurige Zeit, deren verderblichen Wirkungen auch an Eppstein nicht spurlos vorübergingen. Wie es damals in unserem Vaterlande aussah, läßt sich mit Worten kaum wiedergeben. Hier ein schwaches Bild eines Zeitgenossen, der inmitten der Schreckenseindrücke lebte. „Wie jämmerlich stehen unsere Städte da! Wo zuvor tausend Gassen gewesen sind, sind nicht mehr hundert. Wie elend stehen die kleinen Städte, die offenen Flecken, da liegen sie verbrannt, zerfallen, zerstört, daß weder Dach, Gesparre, Türen oder Fenster zu sehen sind. Wie sind sie mit den Kirchen umgegangen: sie haben sie verbrannt, die Glocken weggeführt, zu Kloaken, zu Pferdeställen und Marketenderhäusern gemacht und die Altäre besudelt. Ach Gott, wie jämmerlich steht's auf den Dörfern! Man wandert bei zehn Meilen und sieht nicht einen Menschen, nicht ein Vieh, nicht einen Sperling, wo nicht an etlichen Orten ein alter Mann und Kind oder zwei alte Frauen zu finden. In allen Dörfern sind die Häuser voller toten Leichname und Aser gelegen, Mann, Weib, Kinder und Gesind, Pferde, Schweine, Kühe und Ochsen, neben- und untereinander von der Pest und Hunger erwürgt, voller Maden und Würmer, und von Wölfen, Hunden, Krähen, Raben und Vögeln gefressen worden, weil niemand gewesen, der sie begraben, beklagt und beweint hat. — Erinnert euch, ihr Städte, wie viele in ihrer großen Mattigkeit starben, welchen ihr nicht ein Beil von euren vielen zugeworfen, welche euch aber hernach von eurem Angesichte sind weggenommen worden. Ihr wißt, wie die Lebendigen sich untereinander in Winkeln und Kellern gerissen, geschlachtet und gegessen: daß Eltern ihre Kinder und die Kinder ihre toten Eltern gegessen; daß viele vor den Türen nur um einen Hund und eine Katze gebettelt; daß die Armen in den Schindergruben Stücke von Aas geschnitten, die Knochen geschlagen und mit dem Marke das Fleisch gekocht, das ist voll Würmer gewesen." (Aus Batkins excidium Germaniae.) Wehe der Gegend, wo ein Kriegsheer sein Lager aufschlug! In demselben wimmelte es von Soldatenweibern, Marketenderinnen, fahrenden Dirnen und Soldatenjungen. Der Troß betrug oft 16 000 Menschen, während das eigentliche Heer höchstens 50 000 Menschen zählte. Und diese ganze wilde Schar, die aus allen Völkern Europas bestand, lebte von nichts als Raub, den sie meist in teuflischer Peinigung erpreßte.

Eppstein und seine Kirche blieben vorerst verschont. Dies verdankte es vor allem seiner geschützten Lage mitten in Berg und Wald, sowie seiner vorzüglichen Befestigung. So zählten die Aufgänge zur Burg sieben starke Tore und außerdem befanden sich, den Hauptturm und die beiden maf-

sive Burgwerliese abgerechnet, noch sieben kleinere Wachttürme auf der Burg. Auch war den Bewohnern Eppsteins die Möglichkeit geboten, durch einen geheimen, zum Teil unterirdischen Gang in die Feste zu gelangen. Dieser geheime Gang nahm in einem der Schloßzwinger seinen Anfang und führte durch die Ringmauer in die Stadt. Noch heute lassen sich die in die Felsen eingehauenen Treppenstufen deutlich erkennen. Sie führen uns in die Hofräume der Familie Dreste und, die Straße überschreitend, in das J. Rothsche Anwesen. Von hier aus führte eine Treppe in den unterirdischen Gang, der sich längs der Hintergasse bis zur äußeren Stadtmauer zog und noch jetzt einen gewölbten Ausgang zeigt. Dieser Weg war vom Feinde schwer zu finden. In Zeiten großer Gefahr wurde im Nordosten der Weg unter Wässer gesetzt. Alsdann füllte sich der Schloßgraben, und Eppstein wurde zu einer Festung und Zufluchtsstätte, wie man sie sich nicht besser denken konnte. Ja selbst die Leute der Umgegend suchten, wenn ihr Leben von der Gewalt der rohen Söldner bedroht war, hinter Eppsteins Mauern Schutz. So verließ auch der fortgesetzten Unruhen wegen der Pfarrer Johannes Rumpfeld seinen Pfarrort Nordenstadt und kam nach Eppstein, wo er fast 20 Jahre (bis 1658) blieb und die Gemeinden Eppstein, Lorsbach und Langenhain mit geistlichem Trost versah, bis die beiden letzten Gemeinden eigene Pfarrer erhielten.

Die Zahl der Flüchtlinge, die Eppstein zum Schutze aufsuchten, war groß. Viele aber fanden ihre Heimat nie wieder; die Pest, diese Massenmörderin, brach aus und raffte in dem Flecken binnen kurzer Zeit über 1500 Menschen dahin, darunter auch die Pfarrer Schöning und Steizer von Wallau. Sie alle fanden auf Eppsteins Begräbnisplätzen ihre letzte Ruhe.

Zu diesem inneren Feinde gesellte sich im Jahre 1620 der äußere. Landgraf Moritz von Hessen hatte in diesem Jahre den jungen Hauptmann Hermann Wolrabe von Löwenstein mit 200 Kriegern auf die Burg gesetzt und alles zur Verteidigung wohl vorbereiten lassen. Das war auch hoch nötig; denn schon rückten 2000 Spanier vor Eppstein. Doch der Herr Hauptmann mochte noch wenig Pulver gerochen haben — er kapitulierte. Nun hausten die Spanier in wahrhaft teuflischer Weise in Eppstein. Als sie nach allen möglichen Schandtaten eben daran waren, den Flecken anzuzünden und dem Verderben anheimzugeben, trat der damalige Amtmann Sartorius ihrem Vorhaben so energisch entgegen, daß sie davon abließen. Auch der Schwede, der darauf nach Eppstein kam, benahm sich nicht fein. Er legte dem Orte eine Kriegssteuer von 107 076 Gulden auf, und 1634 eine andere von 127 879 Gulden, die innerhalb vier Monaten bezahlt sein mußte. Nachdem inzwischen abwechselnd Kaiserliche und Weimaraner die Burg innegehabt hatten, besetzten zu Anfang des Jahres 1648 die Franzosen unter Marschall Turenne Eppstein. Die Talkirche erfuhr eine schreckliche Schändung — sie wurde in einen Pferdestall umgewandelt; auch verbrannte man die Kirchenstühle und brach höchstwahrscheinlich die prächtigen Bogen aus. Die meisten Bewohner Eppsteins hatten sich mit aller beweglichen Habe in das Schloß geflüchtet, wurden aber, als eine Feuersbrunst im Orte ausbrach, von den Franzosen um Hülfe gebeten, die sie selbstverständlich willig leisteten. Bald war das entfesselte Element gedämpft. Turenne zog ab, und nach wenigen Monaten strahlte zur Freude des erschöpften Volkes die Sonne des Friedens über dem zerstampften Vaterlande und somit auch über Eppstein. Jung und alt sang:

„Mich hast du auf Adlersflügeln
Oft getragen väterlich,
In den Tälern, auf den Hügeln
Wunderbar errettet mich.
Schien auch alles zu zerrinnen,
Ward doch deiner Hülf' ich innen.
Tausend-, tausendmal sei dir,
Großer König, Dank dafür!"

Wir aber sprechen fürbittend mit dem Dichter:

„Nie entweih' dein trautes Eden
Eines gier'gen Feindes Fuß!
Eppsteins Hütten, Eppsteins Kindern
Töne nur der Freunde Gruß!"

Eppsteins Talkirche macht auf jeden Besucher einen erhebenden Eindruck. Gern würden wir im Anschluß an ihre vorhin gebotene kurze Geschichte einen Gang durch das Heiligtum, das des historisch Interessanten so viel bietet, unternehmen, wenn wir nicht fürchteten, die Geduld des Lesers über Gebühr auf die Probe zu stellen. So schlagen wir denn jedem Besucher des altehrwürdigen Eppstein vor, sich persönlich in dem schönen Gotteshause umzuschauen; er wird dort manches sehen und lesen, was ihn erfreut und befriedigt. Die Besichtigung steht jedermann frei; die Schlüssel hat der Küster in Verwahrung.

*

Überschauen wir noch einmal unsere „Bilder", so müssen wir in bezug auf Eppsteins Geschichte mit dem Dichter ausrufen:

„Was Gewalt sich stolz geschaffen,
Bauend auf die eigne Kraft,
Was Despotengeist vollendet,
Hat Gewalt dahin gerafft.

Doch was freundlich ward ersonnen
Und als Friedenswerk erstand,
Was dem höh'ren Schutz vertraute,
Segnete der Gottheit Hand."

Wer aus dem geräuschvollen Leben und Treiben der Großstadt sich nach einem stillen, schönen Erdenwinkel sehnt, dem sei Eppstein, diese „Perle der Nassauischen Schweiz", zur Sommerfrische bestens empfohlen. Hier findet er, was er sucht, und er wird die schönsten Erinnerungen mit in seine Heimat zurücknehmen.

Alte Befestigungen in Nassau.

Von **Erwin Engert.**

Wenn wir die Gebirge unserer Heimat durchwandern, begegnen wir noch allenthalben im einsamen Walde, auf Heiden und Viehtriften den Spuren alter Befestigungen, die teils aus grauer Vorzeit, teils aber auch erst aus dem späteren Mittelalter und noch aus neuerer Zeit stammen.

In Jahrhunderten, aus denen die Geschichte unseres Landes kaum etwas zu berichten weiß, bildete schon der Taunus einen natürlichen Grenzwall, um den manch erbitterter Kampf zwischen befeindeten Stämmen ausgefochten wurde. Die Völkerschaften, die vor den Germanen hier ansässig waren und durch die von Osten her vorrückenden Stämme immer mehr nach dem Westen und Südwesten Europas gedrängt wurden, suchten hier einen letzten Halt zu gewinnen. Vielleicht waren es die Kelten schon, die im verzweifelten Kampfe um ihr Dasein einige zur Verteidigung besonders geeignet scheinende Berggipfel, vor allem den Altkönig, mit mächtigen Ringwällen umgeben, um den anrückenden Feind vor dem Einbruch in die Main- und Rheinebene abzuhalten.

Die Germanen blieben Sieger in diesem Völkerkampfe. Bis übern Rhein drangen sie vor, alles zerstörend, was sie von den Ansiedelungen der geflüchteten Kelten noch vorfanden. Die Chatten, Usipeter, Mattiaker, Sigambrer, Ubier und noch andere größere und kleinere germanische Stämme zogen in die Gegenden des Taunus, der Lahn und des Westerwaldes ein, aber nicht als ruhige Ansiedler, sondern in unaufhörlichem Wechsel und Wandel sich gegenseitig befehdend, unterdrückend und verdrängend. Auf stete Kriegsbereitschaft war ihre Lebensweise eingerichtet. Wo man eine Niederlassung gründete, da suchte man zu ihrem Schutze auch in der Nähe eine Bergeshöhe, eine Felsschlucht, eine Steinhalde, die man zur Verteidigung einrichtete und wo die Ansiedler in Fällen der Not eine sichere Zuflucht finden konnten. Die Bewohner des fruchtbaren Maingaues haben, weil sie wohl am meisten den feindlichen Einfällen ausgesetzt waren, auch in den nahen, aus dem Hauptzuge des Taunus nach Süden vorspringenden Gipfeln die großartigsten Befestigungsanlagen geschaffen. Die mächtigen, aus Steinblöcken aufgewälzten Ringwälle, die in dreifacher Umringung den breiten Gipfel des Altkönigs umgaben, sind, wenn nicht schon in keltischer, dann in dieser altgermanischen Zeit entstanden. Ganze Scharen von Flüchtlingen haben wohl manches Mal mit ihrem Vieh und ihrer ganzen Habe hinter diesen Mauern Schutz gefunden und sich gegen den anstürmenden Feind verteidigt, während unten im Tale ihre Hütten ein Raub der Flammen geworden waren. Auch die benachbarten Gipfel, die Altenhöfe, die Goldgrube, die Gickelsburg und der Bürgel waren durch Stein- und Erdwälle befestigt, worauf ihre Namen zum Teil noch hinweisen.

Im westlichen Taunus, mehr dem Rheine zu, haben wir

altgermanische Steinringwälle auf dem Schlaferskopf bei Wiesbaden und dem Heidekopf bei Hausen v. d. Höhe.

Wo ein felsiger Vorsprung aus der Gebirgsmasse hervortritt, nur durch einen schmalen Hals mit dem Hauptzuge verbunden und nach allen anderen Seiten steil abfallend, war eine Befestigung besonders gut anzubringen. Man zog dann keinen Ringwall, sondern trennte den vorspringenden Gipfel von dem als Angriffsseite zu betrachtenden Höhenzuge durch einen quer über den schmalen Berghals angelegten „Abschnittswall". Auf diese Weise ist der Quarzitkopf der Hallgarter Zange nach Nordwesten hin befestigt gewesen. Auch bei einem Felsvorsprunge in den Dreibornsköpfen bei Schlangenbad findet sich ein solcher Abschnittswall. Ebenso trennte ein Basaltwall den Gipfel der Dornburg bei Frickhofen auf der Angriffsseite von dem übrigen Gebirge.

Eine kleine Wallburg aus Erdwällen war die Würzburg, zwischen der Trompeterstraße und dem alten Idsteiner Weg bei Wiesbaden gelegen. Prächtige Buchenhochwälder, in deren Schatten neben der Anemone und dem Sauerklee auch der duftende Waldmeister wächst, überziehen diesen Gipfel, und nur die noch deutlich erkennbare mehrfache Umwallung erzählt dem aufmerksamen Besucher des einsamen Waldes, daß in jener Zeit, wo unsere Vorfahren noch ein unstetes Jagd- und Kriegsleben führten, hier oben oft ein erbitterter Kampf Mann gegen Mann ausgefochten wurde. — Auch der Kellerskopf bei Naurod scheint mit Erdringwällen umwehrt gewesen zu sein.

Unter dem Namen „Rentmauer" sind noch an mehreren Orten unseres Landes alte Befestigungen bekannt, die alle ungefähr in gleicher Lage sich befinden, unregelmäßige Steinaufwürfe auf steilem Gebirgskamme. Was der Name Rentmauer, der wieder an „Rennweg", „Rennsteig" (auch „Rintstraße") anklingt, bedeutet, ist nicht ganz klar. Daß in der Silbe Rent oder Renn das Wort enthalten ist, das in der jetzigen Sprache (Rain) Grenze heißt, ist wohl die bekannteste Erklärung dafür. Danach wäre „Rentmauer" eine Grenzfeste. Solche Rentmauern haben wir eine südlich von Reichenbach in der Höhe, eine andere nordwestlich von Schloßborn, eine nördlich von Wiesbaden und eine zwischen Mengerskirchen und Renderoth.

Wie in diesen Fällen, so beweist in noch vielen anderen der Name eines Berggipfels, daß im Volksgedächtnis eine, wenn auch noch so dunkle Erinnerung an dessen vormalige Bedeutung erhalten ist. Als Beispiele hierfür sind von den germanischen Bergfesten noch die Höhenburg zwischen Meerenberg und Löhnberg, die Ringmauer überm Hasenbachtale bei Rettert und die Burg bei Hangenmeilingen zu nennen. —

Mitten in das Wanderleben der Germanen und in die Kämpfe zwischen den deutschen Stämmen brach plötzlich von Süden her ein neuer, gemeinsamer Feind ein, die Römer, und abermals begannen blutige Kämpfe um die Rhein- und Taunusgrenze. Hier wurde diesen Welteroberern ein Halt geboten; über den Taunus und Westerwald nach dem Osten vorzudringen, gelang nur einigen verwegenen Römerfeldherren und auch nur auf kurze Zeit. Die dauernde Herrschaft der Römer reichte nicht über den Taunus hinüber. Um nun die eroberten Länder vor den Einfällen der noch unbezwungenen Deutschen zu schützen, erbauten die Römer in der ersten Hälfte des ersten Jahrhunderts ihren „Limes", das großartigste Grenzbauwerk, das je auf dem Boden Europas stand.

Dieser Limes bestand aus Graben und Wall, — dem Graben auf der deutschen, dem Wall auf der römischen Seite — und war durch die im Abstand von ungefähr zwei Stunden voneinander angelegten Kastelle geschützt. Er führte fast auf seiner ganzen Länge am Kamme von Höhenzügen entlang, und zwar entweder direkt über die Gipfel dieser Höhenzüge oder so, daß diese auf römisches Gebiet fielen und die Grenze unweit der Gipfel also auf den nach der germanischen Seite hinneigenden Bergabhängen herlief. Auf allen sich gegenseitig beherrschenden Höhenpunkten, die der Limes überstieg, waren Wacht- und Signaltürme angebracht. Hinter dem Walle herführend, verband eine Straße die Kastelle und Grenztürme miteinander.

Von der Donau her zog diese Römergrenze an der Altmühl entlang, durch die Nordzipfel von Württemberg und Baden, traf bei Miltenberg auf den Main, lief am Maine her bis über Aschaffenburg hinaus, dann übers Kinzigtal und die Wetterau und betrat zwischen den Dörfern Ziegenberg und Cransberg das Nassauer Land. Östlich des Dörfchens Friedrichsthal ging der „Pfahlgraben" — so nennt im Nassauischen und Hessischen der Volksmund den Limes, während sich dafür in Bayern die Namen „Teufelsmauer" oder „Teufelswall" finden — an der Anhöhe her zum Steinkopf und zur Kapersburg, wo sich ein Kastell befand. Ganz deutlich können wir heute noch hier im Walde seinen weiteren Zug verfolgen ins Köpperner Tal hinab, dann wieder hinan zur Saalburg, wo aus dem Schutt der Jahrhunderte jetzt wieder eine neue Römerfeste in alter Herrlichkeit erstanden ist, und weiter, stets auf dem Gebirgskamme, über das kleine Kastell Heidenstock zum Feldberg, an dessen westlichem Abhange, die Weilquelle beherrschend, wieder ein größeres Kastell erbaut war. Von da läuft der noch deutlich sichtbare Wall westwärts, zwischen Glashütten und Kröstel hindurch zum Kastell Alteburg, südlich von Hefterich. Etwas weiter, auf dem Dreiangel, teilt sich der Wall; eine Linie zieht mitten durch das Dorf Dasbach, die andere südlich davon über die Wörsbachquelle, und dicht vor Eschenhahn vereinigen sich beide wieder, um das die Aarquelle beherrschende Kastell auf dem Zugmantel zu erreichen. Im Felde verlieren wir nun die Spur unseres Römerpfades, doch hat man feststellen können, daß der fernere Lauf des Limes nördlich an Orlen, Wingsbach, Watzhahn und Born vorbei, unterhalb des Dörfchens Adolfseck über das Tal der Aar und dann in nordwestlicher Richtung weiterging. Da, wo heute das Dorf Kemel liegt, stand zu Römerzeiten ein großes Kastell, das gegen den Hauptzug des Pfahlgrabens etwas zurück lag, wie die meisten größeren Kastelle. Im Hochwald westlich von Laufenfelden ist der Römerwall wieder sichtbar, und vor einigen Jahren ist hier auch ein Kastell, das bei den Bewohnern der Gegend seit uralter Zeit als „die alte Burg" bekannt war, freigelegt worden. An der Lahnstraße, die jedenfalls auf den Überresten der ehemals an dem Grenzwalle herführenden Römerstraße erbaut worden ist, geht nun der Limes entlang durch die Orte Holzhausen an der Heide und Pohl, dann hinüber zum Mühlbachtal, das er zwischen der Happesmühle und der Käsmühle überschreitet, während südlich davon, bei Marienfels, sich ein Kastell befand, und nun an Dornholzhausen, dem Hof Dörstheck und Schweighausen vorbei zur Höhe von Becheln hinan, die auch durch ein Kastell befestigt war. Das Lahntal erreichte die Römergrenze in Ems, wo größere Befestigungsanlagen und daneben bürgerliche Niederlassungen bestanden, und zog dann nordwärts an Eitelborn, Nenhäusel, Hillscheid, Höhr, Grenzhausen und Stromberg vorbei und in einem Bogen zum Rheine. Öfters durchbrachen germanische Stämme den Limes, zerstörten die Verteidigungsanlagen am Pfahlgraben und verwüsteten die römischen Kolonien in der Rhein- und Mainebene. Aber immer wieder gelang es den Römern, das Land zurückzuerobern, die Grenze wiederherzustellen, bis sie schließlich um die Mitte des vierten Jahrhunderts den Angriffen der mit immer größerem Ungestüm von Osten und Norden hereinbrechenden Volksstämme nicht mehr widerstehen konnten und ihre Legionen aus Germanien zurückzogen. Für einen kurzen Zeitraum gerieten nun wieder die zu beiden Seiten des Limes wohnhaften Germanenstämme in Bewegung und erwarben sich dann, vom Ausgang des vierten Jahrhunderts ab, Wohnsitze, wo sie sich dauernd ansässig machten. Im Maingau und am Oberrhein finden wir nun die Alemannen, im Lahn- und Mittelrheingebiet die Franken, zwei Volksbündnisse, zu denen sich befreundete Stämme zusammengetan hatten. Jetzt entstanden auch die ersten festen Dörfer, zuerst im Main- und Rheingau, später auch im Taunus, an der Lahn und auf dem Westerwald. Alle diese Niederlassungen waren mit Gehegen, Steinaufwürfen, Gräben oder Erdwällen eingefriedigt, zum Schutze gegen wilde Tiere, mehr aber noch gegen feindliche Menschen, und so blieb es bis ins späte Mittelalter. Diese „Gehege" oder „Gebücke" waren lebende Hecken, meist von Hainbuchen, die man auf künstliche Art undurchdringlich gemacht hatte. Bei manchen Ortschaften finden sich jetzt noch die Spuren von solchen Einfriedigungen, vor allem aber haben wir fast in allen Gemarkungen in Distriktsnamen, wie „Am Landgraben", „Vor der Heege", „Am Haingraben", „Gebückwäldchen", „Schlaggraben", „Hinter der Landwehr", die Beweise dafür, daß dort einst solche Dorfbefestigungen sich befanden. Das Dorf Raben-

scheid auf dem Westerwald ist ein Beispiel, woran wir uns heute noch klarmachen können, wie in früheren Zeiten freigelegene Dörfer befestigt waren. Wie eine kleine mittelalterliche Festung nimmt sich die alte Kirche dieses Dorfes mit ihrem starken, mit Strebemauern versehenen Turm aus, umgeben von dem kleinen Friedhof, den feste Basaltmauern einschließen. Aufwürfe von größeren und kleineren Basaltblöcken, die Reste von früher viel höheren Wällen, ziehen sich fast rings um das Dorf, trennen den Ortsbering von den Gärten und Feldern und auch diese wieder von den Heiden und Waldungen. — Wo man in unseren Gegenden innerhalb der Dörfer festgefügte Mauern und Tortürme antrifft, wie etwa in Sonnenberg und Altweilnau, rühren diese daher, daß jene Ortschaften im späteren Mittelalter Stadtrechte besaßen und auf städtische Art befestigt waren.

Nicht nur einzelne Ortschaften, sondern auch ganze Hoheitsgebiete wurden im späteren Mittelalter mit derartigen Gehegen und Gebücken umgeben. Als bedeutendstes und musterhaftes ist da das „Rheingauer Gebück" zu nennen, welches den kurmainzischen Rheingau auf der Landseite gegen die im Osten, Norden und Westen anstoßenden nassauischen, katzenelnbogischen und kurpfälzischen Länderteile abgrenzte. Es bestand aus einer breiten, undurchdringlichen Hainbuchenhecke, Wall und Graben, und war an allen gefährdeten Stellen, sowie da, wo Straßen es durchbrachen, mit festen Schanzen versehen. Von Niederwalluf aus verlief es an der Walluf entlang um Neudorf nach Schlangenbad. Auf dieser Strecke befand sich eine große Anzahl Bollwerke, Schanzen und Tortürme, doch ist durch die menschliche Kultur jede Spur der Befestigungsanlage vernichtet worden. Anders steht es mit dem weiteren Verlauf des Gebücks, er ist zum größten Teil heute noch zu erkennen. Schlagen wir hinter Schlangenbad den Fußweg nach Hausen vor der Höhe ein, so treffen wir bald auf den alten Landgraben, der eine gute Viertelstunde unserem Pfad entlang läuft und dann nach Südwesten durch den Wald zieht. Vor dem ehemals katzenelnbogischen Dorfe Hausen vor der Höhe befinden sich noch die Spuren eines Bollwerks, welches die Aufgabe hatte, die Straße, die hier aus dem Katzenelnbogischen (später Hessischen) in den Rheingau führte, zu decken. Hieran setzen sich nach Westen hin wieder Wälle und Gräben an, laufen über die Quelle des Gladbachs, wo an einer Waldwiese auch noch einige uralte, verkrüppelte Gebückbäume stehen, und dann am Mapper Hofe vorbei zur Mapper Schanze, dem einzigen von den vielen zur Rheingauer Grenzwehr gehörigen Mauerwerken, das sich bis heute in verhältnismäßig gutem Zustand erhalten hat. Diese Schanze ist ein viereckiger Turm, durch dessen spitzbogiges Tor der Weg aus dem Rheingau nach Hausen vor der Höhe, Gladbach und ins obere Wispertal führt, und an dessen beiden Seiten starke Kuppelgewölbe angebaut sind. Das westliche ist eingestürzt, während das andere noch sehr gut erhalten ist; es ist mit Mauernischen versehen, in denen Schießscharten angebracht sind. Eine schmale Steintreppe verbindet es mit dem oberen Stockwerk, von dem aber nur noch einige Mauerstücke stehen. Gras, Haidekraut und Hollundergesträuch wuchern darüber. Ein Sandstein über der nach Süden gerichteten Schießscharte trägt die Jahreszahl 1494; in dieses Jahr fällt also wohl die Erbauung der kleinen Grenzfestung. Dreißig Schritte vom Tor entfernt, in südöstlicher Richtung, befindet sich der Eingang zu einem unterirdischen ausgemauerten Gewölbe, das zwei Meter tief ist und sieben Meter im Quadrat mißt; das war jedenfalls der Keller, die Vorratskammer und das Munitionslager. Von der Mapper Schanze zieht nun das Gebück auf dem Gebirgskamme hin bis zum Bordekreuz, wo von Süden her die Geisenheimer Straße heraufkommt. Hier macht das Gebück eine Biegung nach Nordwest und läuft der Straße entlang bis zum Forsthaus Weißenturm, dessen Name schon an ein Bollwerk erinnert. In der Tat stand hier ein ähnlicher Torturm wie bei Mappen. Er war aber größer und noch durch den Anbau eines Försterhauses verstärkt; hatte er doch die Aufgabe, einen kräftigen Schutz gegen die Raubschlösser an der Wisper zu bieten. Auch er stammte, wie fast alle größeren Mauerwerke des Gebücks, aus dem letzten Teil des 15. Jahrhunderts. Bei der Kammerburger Mühle durchquert unsere Befestigungslinie das Wispertal, um dann die Berglehne hinaufzuführen zu den Gipfeln, welche den Burgen Kammerberg und Rheinberg gegenüberliegen und diese beherrschen. Hier, wo die steile Anhöhe scharf in den Winkel zwischen Wisper- und Herschbachtal vorspringt, war eine größere Erdschanze, die „Aachener Schanze", errichtet. In gerader westlicher Richtung zieht dann das Gebück weiter, kreuzt zwischen den Burgen Waldeck und Sauerburg das Sauertal und läuft mit dem Niedertälchen unterhalb Lorchhausen an den Rhein.

Die Bedeutung des Gebücks zeigte sich besonders zur Zeit der großen Kriege. Im dreißigjährigen Krieg gelang es den Rheingauern mit seiner Hülfe, ihre Landschaft vor dem Durchzug und den Plünderungen feindlicher Truppenmassen zu bewahren, bis zum Jahre 1631, wo es Bernhard von Weimar durch eine List gelang, die Bollwerke an der Walluf einzunehmen und dann in den Rheingau einzufallen. Auch in der „Bischofsfehde" zwischen Diether von Isenburg und Adolf von Nassau (1461/63) spielte das Rheingauer Gebück eine Rolle.

Der Anfang mit der Anlage dieser Landesbefestigung wurde jedenfalls schon im elften Jahrhundert gemacht, im 13. und 15. Jahrhundert wurde sie dann vervollkommnet. Gegen Ende des 18. Jahrhunderts begann man die Hecken des Gebücks auszuroden, da die ganze Verteidigungsanlage im Wechsel der Zeiten ihren Wert verloren hatte. Die Mauerwerke und Schanzen im Walluftale wurden im Jahre 1808 beim Bau der Straße von Eltville nach Schlangenbad zerstört, und die übrigen Bollwerke folgten ihnen bald nach.

Eine ähnliche Landesbefestigung wie diese Rheingauer, doch nicht von solcher Bedeutung, läßt sich an der ehemaligen Grenze der nassauischen Lande gegen Kurtrier und Wied auf dem Westerwald nachweisen. Im Volke unter dem Namen „Landscheide" bekannt, laufen die Spuren dieser Grenzanlage nördlich des Dorfes Brandscheid am Waldrande her, dann bei Hintermühlen übers Elbbachtal und zum „Dreiherrenstein", wo die drei Hoheitsgebiete Nassau, Wied und Trier zusammenstießen. Weiter läuft der Grenzwall westlich an Notzenhahn und Lochum vorbei und nordwärts über die Lochumer Haide, wo er als Wall von Basaltblöcken noch sichtbar ist.

Andere Wallüberreste aus dem späteren Mittelalter und noch neuerer Zeit rühren von Befestigungen her, die nur zu vorübergehenden, ganz bestimmten Zwecken errichtet worden sind. So finden sich in der Nähe des Städtchens Caub, bei Weisel, Dörscheid und Sauertal noch die Überreste von Schanzen, die von mehrfachen Belagerungen Caubs und der Burg Gutenfels durch die Hessen herrühren. Auch die „Alteburg" bei Niederbrechen war eine derartige mittelalterliche Befestigung, doch läßt sich nicht mehr ermitteln, bei welcher Gelegenheit sie angelegt wurde.

Noch verschiedene alte Befestigungen liegen im Nassauer Lande zerstreut, von denen sich heute nicht mehr sagen läßt, ob sie altgermanischen oder neueren Ursprungs sind, so die Felsenschanze „Auf dem Ring" bei Lipporn in der Wispergegend, die Alteburg übern Mühlbachtale bei Singhofen und das Alte Schloß an dem Wege von Panrod nach Kaltenholzhausen.

Die kriegerischen Zeiten, in denen diese Befestigungswerke eine Bedeutung besaßen, liegen nun hinter uns. Und wir können uns kaum noch vorstellen, daß früher nicht nur Burgen und Städte mit starken Mauern und Gräben umwehrt waren, sondern daß auch jedes Dörfchen mit einer Befestigung versehen war, und daß außerdem fast jeder Ort in dem nahen Gebirge noch eine Zufluchtsstätte für Fälle der größten Not besaß. Selbst in den Überlieferungen des Volkes ist die Erinnerung an jene Zeiten verschwunden, wo jeder schlichte Bauersmann beständig darauf bedacht sein mußte, sein Dorf gegen feindliche Überfälle zu verteidigen und hinter Mauern und Gräben oder auch in den Felsschluchten des Waldes Schutz zu suchen. Wo man heute noch auf waldigem Berggipfel die Reste alter Ringwälle und Schanzen findet, da sagen die Leute, da habe ein Römerkastell gestanden oder die alten Raubritter hätten einst da gehaust. Und man denkt nicht daran, daß nur wenige dieser Wälle und Schanzen aus der Römerzeit stammen, während viele im Mittelalter und noch später von den Bewohnern der umliegenden Dörfer aufgeworfen worden sind, und daß noch in den Napoleonischen Kriegen die Großeltern der heutigen Generation in jenen Wällen und befestigten Felsschluchten ihr Vieh und ihre Kostbarkeiten verborgen hielten.

Verantwortlich für die Schriftleitung: W. Schulte vom Brühl in Sonnenberg. — Druck und Verlag der L. Schellenbergschen Hof-Buchdruckerei in Wiesbaden.